

Altes Rebhandwerk – versunken und vergessen?

Ein schon fast historischer Rückblick auf Rebbaumethoden, die Mitte des letzten Jahrhunderts noch gang und gäbe waren, dient als Einleitung zur Vorstellung eines modernen Weinbaubetriebs im Churer Rheintal, bei dem die Verwendung eines traditionsreichen Bindematerials – nämlich Weidenruten – zur Selbstverständlichkeit geworden ist. Der noch junge Besitzer hat sowohl die Kopfweiden als Materialquelle wie auch die Sachkenntnis von seinen Eltern übernommen und führt diesen «alten Zopf» zur Verwunderung seiner Berufskollegen mit Überzeugung weiter.

HANS PETER RUFFNER, SZOW, WÄDENSWIL UND
HANS JÜSTRICH, REBBAUKOMMISSÄR DES KANTONS GRAUBÜNDEN,
LBBZ PLANTAHOF, LANDQUART (FOTOS)
hanspeter.ruffner@acw.admin.ch

Die nicht mehr ganz jungen Leserinnen und Leser der SZOW, die aus Weinbaukreisen stammen, erinnern sich vielleicht nur mit einem leichten Schauer an ihre Jugendzeit. Das Rebwerk in der Mitte des letzten Jahrhunderts war noch gekennzeichnet durch eine Reihe von Routinearbeiten, die alle von Hand oder mit einem Minimum an maschineller Unterstützung durchgeführt werden mussten. Für einfache – und damit oft auch «langweilige» – Arbeiten wurden eigentlich immer auch Kinder oder Jugendliche eingesetzt. Das begann im Frühjahr mit dem «Lösen» des Bindematerials aus Schnüren, Bast oder Weidenruten, eine Arbeit, die fast ausschliesslich den Kleinen vorbehalten blieb. Das dazu verwendete «Lösimeser» entsprach in seiner Form im Wesentlichen dem heute nur noch in Gemeinde- und Quartierwappen (Höngg, Zürich-Riesbach) aufzufindenden sichelförmigen Reb- oder Haumesser. Der Rebschnitt sowie die Ausbesserung der Anlage durch Richten der Stickerreihen mit dem Stosseisen, das Zuspitzen abgebrochener Sticker mit dem Gertel und der Ersatz alter Pfähle war dann Männersache (Abb. 1, 2 u. 5).

Abb. 1: Mit dem Gertel wurden abgebrochene Sticker wieder zugespitzt.

Abb. 2: Die Arbeit mit dem «Stosseisen» (s. auch Abb. 6).



Darauf folgte das Auf- und Anbinden der Stöcke und letztjährigen Triebe mit Weidenruten.

Die Routinearbeiten setzten sich mit dem «Läublen», Jäten sowie der Schweiss treibenden Unkrautbekämpfung mit dem Karst oder der Hacke (Schweizerdeutsch «Hau») fort und endete mit dem Heften oder Verzwicken der Rebtriebe. Im Stickerbau, der damals noch fast allein herrschenden Erziehungsform, wurden die Reben – zumindest von Winzerfamilien, die etwas auf sich gaben – in fast soldatischer Form zurechtgestutzt. Wer Unkraut in seinem Wingert duldete, musste damit rechnen, als charakterlich nicht ganz einwandfrei eingestuft zu werden. Die Weinlese, im Bündnerland «Wimmet» genannt, führte zumindest in unserer Familie immer zu grösserer Aufregung – dem Vernehmen nach war diese Nervosität keine individuelle Schwäche meines Vaters, Schulmeister Christian Ruffner. Auch andere gleichaltrige Sprösslinge mussten zur Erntezeit mit einem organisatorisch etwas geforderten väterlichen Elternteil rechnen. Man war dann tunlichst darauf bedacht, nicht unnötig oder offensichtlich unbeschäftigt herumzustehen. Es gab viel zu viele Handreichungen und Botengänge, die erledigt werden mussten.

Bodenarbeit als Hauptaufgabe

Im Unterschied zur heute in der Deutschschweiz üblichen Bodenbegrünung war damals der Hauptanteil des Arbeitsaufwands bei der Bodenpflege mit mechanischem Werkzeug (Pflug, Karst und Hau: Abb. 4) oder dem Jäten gewidmet. Auch die zuletzt genannte Art der Unkrautbekämpfung wurde oft zur vornehmen Aufgabe des Nachwuchses deklariert. Man war überzeugt, dass nur auf einem sauberen Boden die Trauben zur vollkommenen Reife gelangen könnten – einmal ganz abgesehen davon, was sich die Nachbarn beim Anblick einer Parzelle mit üppiger Vogelmirien- oder Windenvegetation hätten denken können. Die Laubarbeit war weniger prominent – wenn auch nicht viel spannender: Verzwicken, Läubeln und Heften waren vorwiegend Frauenarbeiten. Überlegungen zum Blatt-/Fruchtverhältnis machten sich vielleicht einige besonders gute Naturbeobachter unter den Rebleuten. Die Ertragsregulierung war noch nicht bekannt



Abb. 3: Kopfweiden auf dem Betrieb von Manfred Meier in Zizers (GR).

und man überliess sie weitgehend der Alternanz der Reben oder Naturereignissen wie Winter- und Spätfrösten oder einem wegen der Schafskälte ungünstigen Blüteverlauf. Die Rebanlagen selbst überzeugten, wie oben angetönt, eher durch militärische Ausrichtung und eine strikte Uniformität als durch eine «pflanzengerechte Haltung». Entsprechend bewegte sich der Arbeitsanfall im Bereich von gegen 1500 Ar-

beitsstunden pro Hektare. Und das nicht nur wegen den besonders ergiebigen Erntearbeiten ...

Reblaus und Rebbaukrise

Mit der Umstellung auf veredelte Reben mit amerikanischer Unterlage – zunächst als Massnahme gegen die Reblaus eingeführt – setzte sich auch in der Deutschschweiz die Erkenntnis durch, dass die Drahtrahmen-Erziehung eine wesentliche Arbeitseinsparung und damit Effizienzsteigerung mit sich brachte. Nach und nach verabschiedeten sich die Winzer auch vom Glauben an den durchwegs unkrautfreien Boden und wandten sich unter der Ägide der Forschungsanstalt Wädenswil der Begründung der Rebanlagen zu. Pferdegezogene Pflüge, Seilwinden und Rückenspritze verschwanden aus den Betrieben und machten dem Rebtraktor mit dem entsprechenden Zubehör Platz. Auch der wirtschaftliche Druck führte dazu, dass die Arbeitsbelastung pro Hektare

heute vielerorts bei der Hälfte bis einem Drittel des einstigen Arbeitsaufwands, also im günstigen Fall bei vielleicht 500 bis 600 Arbeitsstunden/ha liegt. Einige der Umstellungen begannen zwar bereits kurz nach dem Auftreten der Reblaus in der Schweiz – also bereits Ende des 19. Jahrhunderts – und sind als erste Anzeichen der grossen Rebbaukrise zu werten. Der Hauptteil

der Anpassungen spielte sich aber, wie einleitend erwähnt, noch in der Erinnerungsspanne der heute etwa 60-jährigen (zu denen ich gehöre) ab, also in der



Abb. 4: Dreizinkiger Karst und Haue in musealer Zweisamkeit.



Abb. 5: Gertel und Stosseisen.

zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts und dauern bis heute an.

Der Findling

Es versteht sich von selbst, dass Überreste der einstigen Bewirtschaftungsmethoden sich in rebbaulichen Kleinanlagen, bei oft noch stark traditionell ausgerichteten Nebenerwerbsbetrieben oder auch Feierabendwinzern mangels Ausrüstung oder aus Gründen der Betriebsphilosophie bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Dass aber ein moderner Rebbaubetrieb sich auf eine dieser Techniken zurückbesinnt, ist doch eher selten. Umso grösser war unser Erstaunen, als Rebbaukommissär Hans Jüstrich und ich bei einem Besuch auf dem renommierten 5-ha-Betrieb von Manfred und Michela Meier in Zizers (GR) auf die Frage, was es mit den etwa zwei Dutzend Kopfweiden rund um das Anliegen auf sich habe, zur Antwort bekamen, dass die Weidengerten wie eh und je im Frühjahr zum Binden der Rebstöcke und Ruten verwendet würden (Abb. 3). Unsere wohl etwas ungläubigen Mienen führten dazu, dass der Besitzer uns zu einem Betriebsbesuch während der Bindearbeiten einlud. Nach einigen witterungsbedingten Verschiebungen nahmen wir Ende März diese Einladung wahr und fanden am Nachmittag das Ehepaar Meier mit den Kindern und Nana (Grossmutter) Erika, dem Winzerlehrling Jann Adank und zwei Praktikanten beim Binden.

Die Arbeit schien flott voran zu gehen. Manfred Meier gibt an, dass er für seine 5 ha rund 45 Arbeitstage zum Binden rechnen muss. Nach seinem Dafürhalten entspricht das etwa dem Aufwand, den er auch mit einer anderen – vielleicht nicht gerade der topmodernsten – Bindemethode treiben müsste. Zudem fällt das Binden in eine Zeit, in der nicht andere, dringendere Arbeiten anfallen. Der grösste «Brocken»

ist das Schneiden und Zurüsten der Weidenruten. Rund 40 Kulturweiden stehen dafür zur Verfügung. Bis 2004 haben noch die Eltern gemeinsam die Rüstarbeit übernommen. Neu erledigt er sie selbst mit einigen Kollegen als Fronarbeits-Event an einem freien Märzsamstag. Dabei werden die geschnittenen Gersten verschiedener Dicke sortiert und zu Bündeln (Buschla) geschnürt. Die dickeren Ruten werden für das Anbinden der Rebstöcke an die Sticket benutzt, die dünneren für das Fixieren der Tragruten am Bindedraht. Vor der Verwendung müssen sie über Nacht gewässert werden, um eine hohe Biegsamkeit zu gewährleisten.

Binden mit Weiden ist keine Hexerei

Die Arbeit im Rebberg mit dem Weiden-Bindematerial scheint keine Hexerei. Jedes Familienmitglied hat sich eine Rebzeile vorgenommen (Abb. 6 u. 7) und kommt gut voran. Die Praktikanten Rezia Frehner aus Zizers und der junge Davoser Urs Ambühl bearbeiten gemeinsam eine Reihe. Sie geben an, dass sie sich bereits nach einem halben Tag gut mit der neuen alten Technik zurechtfinden. Die Weidengerten können brechen, aber der Trick sei rasch gelernt: Das dickere Rutenende wird drei- oder viermal um das dünnere Teil gewunden und dann das Ende gegen die Drehrichtung an der Rebrute oder dem -stamm festgeklemmt und nötigenfalls eingekürzt. Fertig! Spätestens nach einem halben Tag an der Märzsonne hält der Knoten felsenfest (Abb. 6).

Winzerlehrling Jann Adank, der kurz vor der Lehrabschlussprüfung steht, ist bedeutend zurückhaltender. Auch er arbeitet selbstverständlich allein in seiner Rebreihe und bringt kunstgerechte Weidenknoten (Abb. 8) zustande. Aber dass er sich für diese Marotte des Lehrmeisters gerade begeistern könnte, wäre wohl zu viel verlangt. Er denkt nicht, dass auf dem elterlichen Betrieb in Fläsch schon demnächst grössere Bestände an Kopfweiden gepflanzt werden. Wenigstens nicht, wenn es nach ihm geht!

Alter Zopf – oder Betriebsphilosophie?

Mit einem Schmunzeln erzählt der 39-jährige Manfred Meier, dass wohl alle seine Bekannten davon ausgegangen seien, dass dieser «alte Zopf» des Bindens mit Weidenband nach seiner Betriebsübernahme rasch abgeschnitten würde. Aber er hat sich entschlossen, der Familientradition die Treue zu halten – und dies schon vor vierzehn Jahren. Ihm gefällt das natürliche Material, das verrotten kann und keine nicht abbaubaren Fremdstoffe in die Parzelle bringt. Hier beginnt für ihn das Qualitätsbewusstsein, ohne dass er sonst besonders dem grünen Gedankengut verbunden sei, wie er sagt. Aber eine Anlage «wie aus dem Trückli», das sei ihm schon ein Anliegen. Die dicken Weidenruten, mit denen die Stöcke aufgebunden sind, halten zwei bis drei Jahre, bevor sie ersetzt werden müssen. Die dünnen für die Fixierung der Tragruten werden beim Winterschnitt entfernt. Ein Vorteil dabei ist, dass dank des natürlichen Materials die Rebschere immer scharf

Abb. 6: Binden mit Weidenruten ist keine Hexerei.





Abb. 7: Zur Arbeit mit den Weidengerten haben Meiers eine spezielle Tragschürze konzipiert, die auch Rebschere und Baumsäge aufnimmt.



Abb. 8: Der Rebstamm wird mit etwas dickeren Weiden angebunden, die zwei bis drei Jahre halten.

bleibt. Es müssen weder Plastik- noch Metallbänder entfernt werden.

Dass Manfred Meiers Betriebsphilosophie nicht rückwärts gerichtet ist, zeigt sich schon darin, dass er – höchst ungewöhnlich für das Bündner Rheintal – die Hälfte seiner Rebfläche mit weissen Sorten bestockt hat. Darunter schon seit 1992 (also seit seiner Betriebsübernahme) 20% Sauvignon blanc, den er durch gezielte Laubwerkarbeit bezüglich Aromatik genau dorthin zu steuern versucht, wo er (und seine Kunden) ihn haben wollen.

Nicht ganz uneigennützig hat Meier das Binden mit den Weidengerten auch zum Hauptthema auf seinem diesjährigen Betriebsprospekt gemacht. Tu' Gu-

tes und sprich davon! Er denkt, der Kunde könnte es langsam satt haben, jedes Mal zu hören oder zu lesen, dass der zum Verkauf stehende Wein besonders gelungen sei und durch Frucht, Aromatik, Abgang und retronasal zum unvergesslichen Ereignis werde. Stattdessen erzählt er die Geschichte von den Weidenruten. Traditionell, speziell, ökologisch und für die meisten Zuhörer ebenso neu wie gut nachvollziehbar. Kunden, die da nicht zuhören und verständnisvoll nicken, ist wohl nicht zu helfen!

RÉSUMÉ

Les traditions artisanales de la viticulture mises aux oubliettes?

Une exploitation viticole dans la vallée du Rhin près de Coire fait le pont entre les techniques viticoles du siècle dernier et la production moderne en restant attaché à la méthode traditionnelle de liage de la vigne au moyen de rameaux d'osier. Sur les terres du domaine de Manfred Meier à Zizers (GR) poussent environ 40 saules têtards dont les rameaux continuent d'être utilisées comme matériel de liage intéressant et écologique. Le propriétaire est convaincu que le liage en soi ne demande pas beaucoup plus de temps qu'une des méthodes modernes actuellement pratiquées. La préparation du matériel est plus laborieuse, mais il en a fait le prétexte d'une réunion conviviale entre amis qui lui donnent volontiers un coup de main. Entre temps, la tradition familiale du liage à l'osier est devenu le signe de marque du domaine qui sait aussi en faire un argument publicitaire convaincant.